

**HEYNE <**

## DAS BUCH

In New York wird im Jahre 1896 die übel zugerichtete Leiche eines Strichjungen entdeckt. Polizeipräsident Theodore Roosevelt, später Präsident der Vereinigten Staaten, möchte den Fall aufgeklärt wissen, den seine Polizisten aus Gründen falscher Moralvorstellungen am liebsten unter den Teppich kehren wollen.

Roosevelt setzt sich mit seinem Studienfreund Kreisler in Verbindung, der in seiner wissenschaftlichen Arbeit bereits einige Theorien Sigmund Freuds vorwegnimmt. Wichtige Helfer sind auch der Polizeireporter John Moore und Roosevelts Sekretärin Sara Howard, die es sich in den Kopf gesetzt hat, die erste weibliche Kriminalpolizistin New Yorks zu werden.

Es stellt sich heraus, dass der Mord an dem Strichjungen Teil einer ganzen Mordserie ist. Anhand der Indizien und Hinweise stellt Kreisler ein Profil des Täters zusammen. Aus den Daten aller Morde, die immer im Zusammenhang mit hohen kirchlichen Feiertagen stehen, lässt sich auch der Zeitpunkt des nächsten Verbrechens vorhersagen. Es kommt zu einem Showdown über den Dächern New Yorks.

## DER AUTOR

Caleb Carr ist in der Lower East Side von Manhattan aufgewachsen und lebt heute in der Nähe von New York. Er studierte Geschichte an der New York University. Sein erster Roman »Die Einkreisung« wurde ein internationaler Erfolg und in über zwanzig Sprachen übersetzt. Caleb Carr arbeitet als Journalist für verschiedene Zeitungen und das Fernsehen.

CALEB CARR  
— DIE —  
EINKREISUNG

Roman

Aus dem Amerikanischen  
von Hanna Neves

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Die Originalausgabe *The Alienist* erschien bei Random House New York

*Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.*

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 06/2018

Copyright © 1994 by Caleb Carr

Copyright Nachwort © 2006 by Caleb Carr

Copyright © 1994 der deutschsprachigen Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Neubearbeitung: Tamara Rapp

Printed in Germany

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design unter Verwendung von

THE ALIENIST™ Paramount Pictures &

© 2017 TNT Originals, Inc., and Paramount Television

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-50398-4

[www.heyne.de](http://www.heyne.de)

*Diese Ausgabe ist Dr. David Abrahamsen gewidmet  
und all jenen Lesern, die sie erst ermöglicht haben.*



— *TEIL EINS* —

# WAHRNEHMUNG





*»Ein Teil unserer Wahrnehmungen wird durch das  
reale Objekt vor uns bestimmt, das wir durch unsere  
Sinne erfahren, doch der andere und vielleicht größere  
Teil entspringt immer unserem Geist.«*

WILLIAM JAMES: The Principles of Psychology

*»Mordgedanke, woher kommst du?«*

FRANCESCO MARIA PIAVE:

Libretto zu Verdis Macbeth I. Akt, 3. Szene



## KAPITEL I

8. Januar 1919

Theodore ist unter der Erde.

Jetzt, da ich diese Worte niederschreibe, erscheinen sie mir ebenso wenig Sinn zu ergeben wie der Anblick des Sarges, der in den sandigen Boden sank, in der Nähe von Sagamore Hill, jenem Ort, der ihm auf der ganzen Welt am liebsten war. Als ich heute Nachmittag dort im kalten Januarwind vom Long Island Sound stand, dachte ich: Das alles ist natürlich nur ein Scherz. Gleich wird er den Sargdeckel aufreißen, uns der Reihe nach mit seinem ansteckenden Grinsen mustern und wieder einmal so laut lachen, dass uns die Ohren schmerzen. Und dann wird er losbrüllen, dass Arbeit auf uns wartet, und uns dazu antreten lassen, irgendeine obskure Molchart zu beschützen, deren Lebensraum durch die Bauabsichten eines finsternen Industriegiganten bedroht ist.

Ganz sicher war ich nicht der Einzige, dem beim Begräbnis derartige Gedanken durch den Kopf schossen, das sah ich den Gesichtern der anderen an. Und nach allem, was man hört, geht es dem ganzen Land, ja der ganzen Welt nicht anders. Die Vorstellung, dass Theodore Roosevelt nicht mehr unter uns weilt, ist einfach – inakzeptabel.

Es ging ihm allerdings schon länger nicht gut, genau genommen seit jenem Augenblick, da sein Sohn Quentin in den

letzten Tagen des Großen Schlachtens den Tod fand. Seit Quentins Flugzeug im Sommer 1918 vom Himmel geholt worden war, sei »das Kind in Theodore gestorben«, meinten die Leute. Als ich heute mit Laszlo Kreisler bei Delmonico zu Abend aß, zitierte ich diese Ansicht und musste mir daraufhin zwei Gänge lang eine tiefeschürfende psychiatrische Analyse anhören, warum Theodore über Quentins Tod nicht hinwegzukommen vermochte. Er habe allen seinen Kindern sein Ideal eines »harten, tatenreichen Lebens« derart gründlich eingepflegt, dass diese sich oft in voller Absicht in Gefahren stürzten, nur um ihrem geliebten Vater zu imponieren. Also habe sich Theodore zutiefst schuldig gefühlt.

Nun, ich hatte schon immer gewusst, dass Theodore Trauer nicht ertragen konnte; jedes Mal, wenn ein ihm nahestehender Mensch starb, dann schien es, als würde er damit einfach nicht fertig. Allerdings begriff ich erst heute, da ich Kreislers Ausführungen lauschte, wie sehr obendrein der moralische Zwiespalt jenem Mann zugesetzt haben muss, der sich bisweilen für Justitias moderne Verkörperung zu halten schien.

Kreisler ... Er hatte nicht zum Begräbnis kommen wollen, obwohl es Edith Roosevelt so gerne gesehen hätte. Sie hatte immer zu diesem Mann gehalten, den sie »das Rätsel« nannte, dem brillanten Arzt, dessen Forschungen über die menschliche Psyche in den vergangenen vierzig Jahren so viele von uns zutiefst verstört hatten. In seinem Beileidsschreiben an Edith hatte er erklärt, dass ihm die Vorstellung einer Welt ohne Theodore wahrhaftig nicht zusage; und da er inzwischen schon vierundsechzig sei und sein ganzes Leben lang der Realität in die grässliche Fratze gestarrt habe, wolle er sich jetzt den Luxus leisten und den Tod seines Freundes einfach nicht

zur Kenntnis nehmen. Mir sagte Edith heute, Kreislers Brief habe sie zu Tränen gerührt, denn erst jetzt habe sie erkannt, dass es Theodore dank seiner schrankenlosen Zuneigung und Begeisterung – so vielen Zynikern ein Greuel und, wie ich im Namen journalistischer Wahrheitspflicht gestehen muss, auch für seine Freunde manchmal schwer erträglich – gelungen war, einem Mann näherzukommen, der sich fast völlig von der menschlichen Gesellschaft zurückgezogen hatte.

Einige Kollegen von der *Times* hatten mich für heute Abend zu einem Gedächtnis-Dinner eingeladen, aber mir schien ein ruhiger Abend allein mit Kreisler sehr viel passender. Dabei ging es mir nicht um nostalgische Erinnerungen an eine gemeinsame Kindheit in New York, denn Laszlo und Theodore hatten sich ja erst in Harvard kennengelernt. Vielmehr gedachten Kreisler und ich einer alten Geschichte, die sich im Frühling 1896 abgespielt hatte – also vor beinahe einem Vierteljahrhundert – und die sogar für eine Stadt wie diese zu bizarr schien.

Beim Nachtisch angelangt, lachten wir, schüttelten die Köpfe und wunderten uns wieder einmal, dass wir die Sache damals lebend überstanden hatten. Dabei fand ich in Kreislers Gesicht ebenso wie in meinem eigenen Herzen die alte Trauer um jene, die damals *nicht* mit dem Leben davongekommen waren.

## KAPITEL 2

Lautes Gepolter gegen die Haustür meiner Großmutter am Washington Square North Nr. 19 trieb am 3. März 1896 gegen zwei Uhr früh zuerst das Stubenmädchen, dann meine Großmutter selbst aus den Federn. Ich lag im Bett, noch ganz gefangen in einem vom Schlaf kaum abgemilderten Zustand zwischen Rausch, Kater und Nüchternheit. Natürlich wusste ich nur zu gut, dass ein derartiger Lärm um diese Zeit wahrscheinlich eher mir galt als meiner guten alten Großmutter. Doch ich vergrub mich tief in mein Kissen und hoffte, es würde von selbst wieder aufhören.

»Mrs. Moore!«, hörte ich das Mädchen rufen. »Das ist ja ein Höllenspektakel – soll ich aufmachen gehen?«

»Kommt nicht infrage«, erwiderte meine Großmutter kühl wie immer. »Weck meinen Enkel, Harriet. Wahrscheinlich hat er seine Spielschulden nicht bezahlt!«

Im nächsten Moment näherten sich Schritte meiner Türe, und ich erkannte, dass weiteres Verstecken zwecklos war. Seit der Auflösung meiner Verlobung mit Julia Pratt vor zwei Jahren wohnte ich bei meiner Großmutter, und die alte Dame war ganz offensichtlich immer weniger einverstanden mit der Art und Weise meiner Freizeitgestaltung. Zwar hatte ich ihr wiederholt erklärt, dass ich mich in meiner Eigenschaft als Polizeireporter bei der *New York Times* schon von Berufs wegen in einigen weniger angesehenen Vierteln und Etablissements

herumtreiben und vielleicht manchmal auch mit Kerlen treffen musste, die nicht gerade der Traum einer Schwiegermutter waren; sie aber erinnerte sich nur allzu gut an meine Jugend und schien nicht bereit, diese zugegebenermaßen etwas zweifelhafte Erklärung widerspruchslos zu schlucken. Außerdem bestärkte sie der Zustand, in dem ich abends normalerweise nach Hause kam, in ihrem Verdacht, dass es eigene Neigungen waren und nicht etwa berufliche Verpflichtungen, die mich jede Nacht in die Tanzsalons und an die Spieltische des Tenderloin zogen; und nachdem gerade schon wieder eine solche Anspielung an mein Ohr gedungen war, musste ich mich wohl bemühen, als nüchterner Mann mit einer ernsthaften Beschäftigung aufzutreten. Schnell schlüpfte ich in einen schwarzen chinesischen Schlafrock, strich mir das kurz geschnittene Haar zurecht und öffnete, als Harriet eben klopfen wollte, erhobenen Hauptes meine Tür.

»Ach, Harriet«, sagte ich gelassen, eine Hand unter das Revers des Schlafrocks geschoben. »Es besteht kein Grund zur Unruhe. Ich beschäftigte mich mit den Vorarbeiten zu einem Artikel und habe dabei bemerkt, dass mir noch einige Unterlagen aus dem Büro fehlen. Das ist wohl der Bote, der sie bringt.«

»John!«, erschallte die Stimme meiner Großmutter, während Harriet verwirrt nickte. »Bist du das?«

»Nein, Großmutter«, erwiderte ich und stieg auf dem dicken Perserteppich die Treppe hinunter. »Es ist Dr. Holmes.« Dr. H. H. Holmes war ein unvorstellbar sadistischer Serienmörder, der in einem Gefängnis in Philadelphia auf seine Hinrichtung wartete. Die Vorstellung, er könne sein Rendezvous mit dem Henker nicht einhalten, sondern vorher entflie-

hen und nach New York reisen, um meiner Großmutter den Garaus zu machen, war seltsamerweise deren ständiger und größter Albtraum. An ihrer Schlafzimmertür angekommen, drückte ich ihr einen Kuss auf die Wange, den sie ohne ein Lächeln entgegennahm, obgleich ich wusste, dass es ihr gefiel.

»Sei nicht so frech, John. Das steht dir nicht. Und bilde dir ja nicht ein, du könntest mich mit deinem Charme um den Finger wickeln.« Doch schon wurde wieder an die Tür getrommelt, und diesmal hörte man eine Knabenstimme meinen Namen rufen.

»Wer in drei Teufels Namen ist das, und was will er?« Inzwischen hatte meine Großmutter Zornesfalten auf der Stirn.

»Ich glaube, das ist der Botenjunge aus dem Büro«, erklärte ich, tapfer weiterliegend, inzwischen aber selbst etwas nervös bezüglich der Identität des jungen Mannes, der die Eingangstür derart vehement bearbeitete.

»Aus dem Büro?«, wiederholte meine Großmutter, und es war offensichtlich, dass sie mir kein Wort glaubte. »Nun gut, dann mach doch auf.«

Auf dem Weg nach unten wurde mir klar, dass mir die Stimme zwar bekannt vorkam, ich sie aber nicht identifizieren konnte. Dass die Stimme so jung klang, war mir dabei keineswegs eine Beruhigung – einige der gemeinsten Diebe und Mörder, die ich im New York des Jahres 1896 kennengelernt hatte, waren noch Kinder.

»Mr. Moore!«, brüllte der Junge erneut, während er dem Klopfen mit ein paar tüchtigen Fußritten Nachdruck verlieh. »Ich muss mit Mr. John Schuyler Moore sprechen!«

Ich stand jetzt auf dem schwarz-weißen Marmorfußboden



der Eingangshalle. »Wer ist da?«, rief ich, eine Hand auf der Klinke.

»Ich bin's, Sir! Stevie, Sir!«

Mit einem Seufzer der Erleichterung sperrte ich das schwere Holzportal auf. Draußen im schwachen Schein einer Gaslaterne stand Stevie Taggert. In den ersten elf Jahren seines Lebens hatte Stevie fünfzehn Polizeireviere das Fürchten gelehrt; dann aber war er meinem guten alten Freund Dr. Laszlo Kreisler in die Hände gefallen, dem bedeutenden Arzt und Psychologen, der ihn nicht nur wieder auf den rechten Weg gebracht, sondern ihn auch zu seinem Leibkutscher und Botenjungen gemacht hatte. Stevie lehnte an einer der weißen Säulen vor dem Eingang und rang nach Atem – irgendetwas hatte den Burschen sichtlich schockiert.

»Stevie!«, rief ich, als ich sah, dass ihm die langen, braunen, glatten Haare an den schweißnassen Wangen klebten. »Was ist denn passiert?« Gleich hinter ihm erblickte ich Kreislers kleinen Einspanner. Das Verdeck der schwarzen Kutsche war heruntergeklappt, und gezogen wurde sie von einem Wallach namens Frederick. Wie Stevie war auch das Tier in Schweiß gebadet und dampfte in der kalten Nachtluft. »Ist Dr. Kreisler auch da?«

»Der Doktor lässt sagen, Sie sollen mitkommen!«, stieß Stevie hervor. »Jetzt sofort!«

»Aber wohin denn? Es ist zwei Uhr früh ...«

»Jetzt sofort!« Zu einer Erklärung war Stevie offenbar nicht in der Lage, also bat ich ihn zu warten, während ich mir schnell etwas anzog. Meine Großmutter rief mir durch die Tür meines Schlafzimmers zu, sie sei überzeugt, »dieser höchst eigenartige Dr. Kreisler« und ich hätten zu dieser frühen Mor-

genstunde nichts Schickliches im Sinn. Ohne auf sie zu achten, eilte ich wieder hinaus, knöpfte im Laufen meinen Tweedrock zu und sprang in die Kutsche.

Ich hatte noch nicht richtig Platz genommen, als Stevie bereits mit seiner langen Peitsche Frederick in Trab setzte. Unelegant auf dem kastanienbraunen Lederpolster gelandet, wollte ich den Jungen schon schelten, aber sein Gesichtsausdruck hielt mich davon ab. Mit halsbrecherischer Geschwindigkeit hüpfte der Wagen über das Kopfsteinpflaster des Washington Square, und das Gerumpel und Gepolter ließ nur unmerklich nach, als wir auf die langen, breiten Steinplatten des Broadway einbogen. Zuerst ging es aufs Stadtzentrum zu, dann in Richtung Osten, in jenes Viertel von Manhattan, wo Laszlo Kreisler seiner Arbeit nachging und das Milieu umso elender und schmutziger wurde, je tiefer man in die Lower East Side vordrang.

Eine Weile lang fürchtete ich fast, Kreisler selbst sei etwas zugestoßen. Das wäre jedenfalls eine Erklärung dafür gewesen, dass Stevie wie wild auf Frederick eindrosch, den er doch sonst immer so pfleglich behandelte. Kreisler war der erste Mensch gewesen, der Stevie mehr als einen Biss oder Faustschlag hatte entlocken können. Ihm allein war es auch zuzuschreiben, dass der Bursche sich nicht mehr in jenem Haus auf Randalls Island befand, das man beschönigend als »Knabenzufluchtsheim« bezeichnete. Stevie, der nach Aussagen der Polizei schon mit zehn ein »Dieb, Taschendieb, Trinker, Raucher und Schmierensteher« war und außerdem eine »Gefahr für die sittliche Gesellschaft« darstellte, hatte auf Randalls Island auch noch einen Wärter angefallen und schwer verletzt. Allerdings hatte nach Stevies Aussage dieser ihn »angegrif-

fen« – was in der damaligen Zeitungssprache eigentlich fast immer Vergewaltigung bedeutete. Da der Wärter aber Frau und Kinder hatte, zweifelte man nicht nur an der Wahrheit von Stevies Angaben, sondern schließlich auch an seinem Verstand – und an diesem Punkt hatte dann Kreisler, damals die unumstrittene Koryphäe auf dem Gebiet der forensischen Psychiatrie, seinen Auftritt. Bei Stevies psychiatrischem Gutachten beschwor Kreisler ein eindringliches Bild seiner Kindheit herauf. Mit drei hatte seine Mutter, dem Opium mehr zugetan als ihrem Sohn, ihn auf die Straße gejagt und war mit einem chinesischen Drogenhändler fortgezogen. Der Richter zeigte sich von Kreislers Plädoyer sehr beeindruckt und glaubte auch nicht so recht an die Aussage des verletzten Wärters; zur Freilassung Stevies erklärte er sich aber erst bereit, als Kreisler anbot, den Jungen zu sich zu nehmen, und für sein zukünftiges Wohlverhalten bürgte. Das hielt ich für ziemlich verrückt. Doch es war nicht zu bestreiten, dass Stevie innerhalb eines Jahres ein anderer Mensch geworden war. Und wie alle, die für Kreisler arbeiteten, war auch Stevie seinem Herrn und Meister trotz dessen merkwürdiger Distanziertheit, die so vielen von Kreislers Bekannten zu schaffen machte, vollkommen ergeben.

»Stevie«, schrie ich gegen den Lärm der Kutschenräder an, die über die abgefahrenen Ränder der Steinplatten ratterten, »wo ist Dr. Kreisler? Ist ihm etwas zugestoßen?«

»Er ist im Institut«, brüllte Stevie mit weit aufgerissenen blauen Augen zurück. Der Mittelpunkt von Laszlos Arbeit lag im »Kreislerschen Institut für Kinder«, einer Mischung aus Schule und Forschungszentrum, das er in den Achtzigerjahren gegründet hatte. Ich wollte mich gerade erkundigen, was Kreisler zu dieser nachtschlafenden Zeit dort verloren hatte,

schluckte meine Frage aber hinunter, als wir uns kopfüber in die immer noch belebte Kreuzung von Broadway und Houston Street stürzten. Hier, so hieß es, konnte man jederzeit mit einem Gewehr in alle Richtungen feuern, ohne je einen anständigen Menschen zu treffen. Stevie begnügte sich damit, ein paar Säufer, Morphium- und Kokainsüchtige, etliche Huren samt ihrem Gefolge aus Matrosen sowie ein paar ganz normale Obdachlose auf die Gehsteige zu scheuchen, von wo aus sie uns finstere Flüche nachsandten.

»Fahren wir also auch zum Institut?«, schrie ich. Aber Stevie riss das Pferd scharf nach rechts in die Spring Street, wo wir vor zwei oder drei Musiksaloons die Geschäfte störten. Es waren in Wirklichkeit Freudenhäuser, wo sich Prostituierte, als Tänzerinnen getarnt, für später in billige Hotels einladen ließen, meist von ahnungslosen Provinzlern. Von der Spring Street kutscherte Stevie in die Delancey Street – die damals gerade verbreitert wurde, um dem nach der Fertigstellung der Williamsburg Bridge erwarteten Verkehr gewachsen zu sein –, und dann rasten wir an mehreren bereits geschlossenen Theateretablissemments vorbei. In den schmutzigen Seitenstraßen echoten verzweifelte, irre Klänge aus jenen heruntergekommenen Kellerlöchern, wo man für einen Heller ein Glas Fusel bekam, das mit allem Möglichen gestreckt war, von Kampfer bis Benzin. Stevie jagte immer noch im gleichen Tempo dahin – offenbar steuerten wir auf den äußersten Rand der Insel zu.

Ich unternahm einen letzten Versuch: »Fahren wir denn ins Institut?«

Als Antwort schüttelte Stevie nur den Kopf und schnalzte dann wieder mit der Peitsche. Resigniert die Schultern zuckend, hielt ich mich an den Seitengriffen fest und überlegte,

was diesen Jungen, der trotz seines kurzen Lebens doch schon so viele der Gräuel von New York kannte, derart erschüttert haben mochte.

Die Delancey Street führte uns, vorbei an Ständen, wo Obst und Kleidung verkauft wurden, in eines der übelsten Viertel der Lower East Side: in den Bezirk genau oberhalb von Corlears Hook. Vor uns erstreckte sich ein Meer aus schäbigen neuen Mietskasernen, dazwischen kauerten windschiefe Hütten aus Wellblech und Holz. Dieser Stadtteil war Schmelztiegel der verschiedensten Einwandererkulturen und -sprachen, wobei südlich der Delancey Street die Iren und weiter nördlich, in Richtung Houston Street, die Ungarn dominierten. Aus den verkommenen, verdreckten Häuserzeilen, an denen selbst an einem so kalten Morgen wie diesem überall Wäsche flatterte, ragte hier und dort eine Kirche empor. Steif gefrorenes Bettzeug und Kleidungsstücke knatterten im Wind, auf groteske, unnatürliche Weise verzerrt – sofern man in einer solchen Gegend, wo in spärliche Fetzen gekleidete, skelettartige Gestalten aus finsternen Hauseingängen in lichtlose Hinterhöfe huschten und dabei mit bloßen Füßen durch Pferdemist, Urin und Asche schlurften, überhaupt von »unnatürlich« reden wollte. Wir waren in einem Viertel, in dem das Gesetz nicht mehr viel galt, ein Viertel, das seinen Einwohnern wie seinen Besuchern nur dann Freude machte, wenn sie es nach gelungener Flucht aus der Ferne betrachten durften.

Gegen Ende der Delancey Street verkündete jene charakteristische Geruchsmischung aus frischer Seeluft und dem Gestank des Abfalls, den die Bewohner der hiesigen Waterkant täglich einfach über den Rand von Manhattan ins Meer kippten, dass wir uns dem East River näherten. Und plötzlich rag-

te ein riesiger Schatten vor uns auf: die Rampe der im Bau befindlichen Williamsburg Bridge. Ohne innezuhalten, donnerte Stevie auf die mit Brettern beschlagene Rampe. Auf dem Holz machten die Pferdehufe und die Räder der Kutsche noch weit mehr Lärm als zuvor auf dem Stein.

Ein verworrenes Netz von Stahlträgern unter der Rampe hob uns über zehn Meter hoch hinauf in die eiskalte Nachtluft. Ich begriff immer weniger, wohin es denn eigentlich gehen sollte, denn die Brückentürme waren noch lange nicht fertig, von einer Eröffnung der Brücke noch längst keine Rede. Da erblickte ich direkt vor mir etwas, das wie die Wände eines großen chinesischen Tempels aussah. Doch dieses merkwürdige Gebäude aus zwei riesigen Granitblöcken, gekrönt von zwei eckigen Wachttürmen, jeder von einem filigranen Stahlgestüst umgeben, war der Brückenanker auf der Seite von Manhattan, eines jener beiden Bauteile also, die schließlich einmal dem ungeheuren Zug der Stahlträger der Brückenkonstruktion würden standhalten müssen. Der Vergleich mit einem chinesischen Tempel war dennoch nicht ganz von der Hand zu weisen: Wie die Brooklyn Bridge, deren gotische Spitzbögen sich im Süden deutlich vom Nachthimmel abhoben, so war auch diese neue Verbindung über den East River ein Ort, wo die Leben vieler Arbeiter dem Glauben an die neue Baukunst, die in den vorausgegangenen fünfzehn Jahren überall in Manhattan wahre Wunderwerke hervorgebracht hatte, geopfert wurden. Zu diesem Zeitpunkt wusste ich noch nicht, dass das an diesem Abend über dem Westanker der Williamsburg Bridge dargebrachte Blutopfer von ganz anderer Art war.

Rund um den Eingang zum Wachturm oben auf dem Anker drängten sich im flackernden Licht der schwachen elektri-

schen Birnen einige Polizisten, deren kleine Messingschilder sie als dem Dreizehnten Bezirk zugehörig auswiesen – wenige Augenblicke zuvor erst hatten wir ihr Revier in der Delancey Street passiert. Dann erkannte ich unter ihnen einen Sergeant aus dem Fünfzehnten und stutzte; in meiner zweijährigen Arbeit als Polizeireporter für die *Times*, von meiner Kindheit in New York ganz zu schweigen, hatte ich die Erfahrung gemacht, dass jedes Polizeirevier eifersüchtig seinen Bezirk hütete, ja, um die Jahrhundertmitte hatten die einzelnen Polizeitruppen einander sogar offen bekämpft. Wenn der Dreizehnte Bezirk heute einen Mann aus dem Fünfzehnten dazuholte, dann lag wirklich etwas ganz Besonderes vor.

Bei dieser Gruppe von Polizisten in blauen Wintermänteln brachte Stevie den Wallach endlich zum Stehen, sprang vom Kutschbock, packte das in den Flanken zitternde Pferd an der Trense und führte es zur Seite, zu einem riesigen Haufen aus Baumaterial und Werkzeug. Von dort spähte der Junge misstrauisch zu den Bullen hinüber. Der Sergeant aus dem Fünfzehnten, ein groß gewachsener Ire mit einem teigigen Gesicht, das man sich nur deshalb merkte, weil es eben nicht von jenem breiten Schnurrbart geziert wurde, der sonst bei all seinen Berufskollegen üblich war, dieser Ire also trat vor und sah Stevie gefährlich grinsend ins Gesicht.

»Na, wen haben wir denn da?«, sagte er dann mit breitem irischen Akzent. »He, Stevie, hat mich vielleicht der Kommissar den weiten Weg nur deshalb raufgeschickt, damit ich dir kleinem Scheißer eins über den sturen Schädel ziehe?«

Ich stieg aus der Kutsche und stellte mich neben Stevie, der dem Sergeant einen bösen Blick zuwarf. »Hör nicht auf ihn, Stevie«, sagte ich. »Unter dieser Lederhaube muss einem ja der

Verstand vertrocknen.« Der Junge lächelte vorsichtig. »Aber ich hätte nichts dagegen, wenn du mir endlich sagen würdest, was *ich* hier soll.«

Stevie deutete mit dem Kopf zum nördlichen Wachturm, dann zog er eine etwas mitgenommene Zigarette aus der Tasche. »Da rauf. Der Doktor hat gesagt, Sie sollen da rauf.«

Also ging ich los in Richtung Granitwand, bemerkte aber sogleich, dass Stevie beim Pferd stehen blieb. »Du kommst nicht mit?«

Schauernd wandte sich der Junge ab und zündete sich die Zigarette an. »Hab's schon gesehen. Und wenn ich so etwas nicht noch mal sehen muss, dann ist mir das ganz recht. Wenn Sie nachher wieder heimfahren wollen, Mr. Moore, ich warte hier auf Sie. Befehl vom Doktor.«

Mit einem flauen Gefühl im Magen wandte ich mich in Richtung Eingang, wo ich allerdings von dem Polizeisergeant zurückgehalten wurde. »Und mit wem haben wir hier die Ehre? Muss ein großer Herr sein, wenn der kleine Stevie ihn die ganze Nacht herumkutschert. Das hier ist der Schauplatz eines Verbrechens, wissen Sie?«

Ich stellte mich mit Namen und Beruf vor, worauf er mich angrinste und dabei einen höchst eindrucksvollen Goldzahn aufblitzen ließ. »Ah, ein Herr von der Presse – und noch dazu von der *Times*, na, so was! Also, Mr. Moore, ich bin selbst gerade erst gekommen. Ein dringender Ruf, war offenbar sonst niemand da, dem man vertrauen kann. Nennen Sie mich Flynn, wenn Sie wollen, F-l-y-n-n, und vergessen Sie den Titel nicht: Full Sergeant. Na gut, gehen wir zusammen rauf. Und du benimm dich, Stevie, sonst wanderst du wieder nach Randal's Island, so schnell kannst du gar nicht spucken!«



Stevie drehte sich zu seinem Pferd. »Lass dich doch eingraben«, murmelte er, gerade laut genug, dass der Sergeant es hören konnte. Dieser fuhr herum, gefährliche Wut im Blick, doch dann erinnerte er sich wieder an mich und richtete sich auf. »Der Bursche da ist unverbesserlich, Mr. Moore. Kann mir nicht vorstellen, warum ein Mann wie Sie sich mit ihm abgibt. Wahrscheinlich als Führer durch die Unterwelt, haha. Also, hoch da mit uns, und passen Sie auf, dort drinnen ist es pechschwarz.«

Das war es tatsächlich. Immer wieder stolpernd, tastete ich mich eine unfertige Treppe hinauf, bis ich, oben angelangt, den Umriss eines weiteren Lederschädels ausmachen konnte. Der Bulle, ein Streifenpolizist aus dem Dreizehnten, wandte sich bei unserem Erscheinen um und rief dann:

»Da ist Flynn, Sir. Er ist da.«

Wir traten aus dem Stiegenhaus in einen kleinen Raum mit Sägeböcken, Holzbrettern, Eimern voller Niete und Schrauben, Draht und Metall. Die großen Fenster boten eine überwältigende Aussicht nach allen Seiten – auf die Stadt hinter uns, den Fluss und die zum Teil fertiggestellten Brückentürme vor uns. Durch den Ausgang gelangte man auf eine Metallplattform, die rund um den Turm führte. Neben der Tür stand ein schlitzäugiger, bärtiger Detective Sergeant namens Patrick Connor, den ich von meinen Besuchen in der Polizeizentrale in der Mulberry Street kannte. Und gleich neben ihm entdeckte ich, mit auf dem Rücken verschränkten Händen auf den Fluss blickend, eine sehr viel vertrautere Gestalt: Theodore.

»Sergeant Flynn«, sagte Roosevelt und starrte weiter hinaus, »es ist ein scheußlicher Anlass, aus dem ich Sie rufen ließ. Wirklich scheußlich.«

Mein Unbehagen vertiefte sich, als Theodore plötzlich herumwirbelte. Auf den ersten Blick sah er genauso aus wie immer: ein teurer, leicht dandyhafter Glencheck-Anzug, wie er ihn damals gerne trug; eine Brille, die ebenso wie die Augen dahinter irgendwie zu klein schien für seinen kantigen Kopf; der breite Schnurrbart unter der geraden Nase. Trotzdem wirkte sein Gesicht ganz anders. Und plötzlich erkannte ich den Grund dafür: seine Zähne. Seine breiten, immer wie zum Zuschnappen bereiten Zähne waren nicht zu sehen. Seine Lippen waren zusammengepresst, entweder in rasendem Zorn oder aus Selbstvorwurf. Irgendetwas hatte Roosevelt außerordentlich erschüttert.

Als er mich sah, wurde seine Stimmung um nichts besser. »Was – Moore! Was zum Teufel hast du denn hier verloren?«

»Das Vergnügen ist ganz meinerseits, Roosevelt«, würgte ich nervös hervor und streckte ihm die Hand hin.

Er schüttelte sie, wobei er sie mir ausnahmsweise einmal nicht aus dem Gelenk riss. »Was – oh, tut mir leid, Moore. Ich – ja, ja, ich freu mich auch, dich zu sehen, natürlich. Aber wer hat dir gesagt ...?«

»Wer mir Bescheid gesagt hat? Na, ich wurde von Kreislers Jungen aus dem Bett geholt und hierherkutschert. Auf seine Anordnung, ohne ein Wort der Erklärung.«

»Kreisler!«, murmelte Theodore und starrte mit ungewöhnlich besorgtem, ja fast ängstlichem Blick aus dem Fenster. »Ja, Kreisler war hier.«

»Er *war* hier? Das heißt, er ist wieder fortgegangen?«

»Noch vor meinem Eintreffen. Aber er hat eine Nachricht hinterlassen. Und einen Bericht.« Theodore wies auf ein zerknülltes Stück Papier in seiner Linken. »Zumindest einen vor-

läufigen. Er war der erste Arzt, den sie auftreiben konnten. Obwohl es natürlich gänzlich sinnlos war ...«

Ich packte ihn an der Schulter. »Roosevelt – was ist hier los?«

»Offen gestanden, Commissioner, würde ich das auch ganz gern erfahren«, meldete sich jetzt Sergeant Flynn mit einer honigsüßen Unterwürfigkeit zu Wort, vor der mir regelrecht graute. »Wir im Fünfzehnten kommen ohnehin kaum zum Schlafen, und ich wüsste wirklich ...«

»Also gut«, bemerkte Theodore und holte tief Atem. »Meine Herren, ich hoffe, Sie haben alle einen guten Magen.«

Ich erwiderte nichts, nur Flynn machte einen dummen Witz über die Scheußlichkeiten, die ihm in seinem Leben als Polizist schon begegnet waren. Theodores Gesichtsausdruck blieb hart und abweisend, als er auf die Tür zum äußeren Metallsteg deutete. Detective Sergeant Connor trat zur Seite und ließ Flynn vorangehen.

Draußen angelangt, wurde mein unangenehmes Vorgefühl für einen Moment von der Aussicht verdrängt, die hier vom Metallsteg aus noch überwältigender war als aus den Turmfenstern. Jenseits des Wassers lag Williamsburg, bis vor Kurzem ein friedliches, ländliches Städtchen, jetzt bereits von der lärmenden Metropole verschlungen, die sich innerhalb der folgenden Monate offiziell zum Großraum New York mausern sollte. Im Süden wieder die Brooklyn Bridge, im Südwesten weit entfernt die Türme des Printing House Square und unter uns die aufgewühlten schwarzen Wassermassen des Flusses.

Und da ... sah ich es.

### KAPITEL 3

Eigenartig, wie lange ich brauchte, um das Bild, das sich mir bot, zu erfassen. Doch das war alles so vollkommen falsch, so irrwitzig, so ... verzerrt – wie hätte man das auch schneller begreifen sollen?

Auf dem Metallsteg befand sich der Körper einer jungen Person. Ich sage »Person«, weil zwar die sekundären Geschlechtsmerkmale die eines halbwüchsigen Jungen waren, aber die Bekleidung (zu sehen war nur ein Unterkleid, dem ein Ärmel fehlte) sowie das Make-up auf ein Mädchen oder vielmehr auf eine Frau hindeuteten, und zwar eine von zweifelhaftem Ruf. Das unglückliche Geschöpf hatte die Handgelenke auf dem Rücken zusammengebunden, die Beine waren zu einer knienden Haltung gebogen, und zwar so, dass das Gesicht gegen den eisernen Laufsteg gepresst wurde. Aber was mit dem Körper geschehen war ...

Das Gesicht wies keine Spuren von Schlägen auf – die Schminke schien unberührt –, aber wo einst Augen gewesen waren, sah man jetzt nur noch blutige Höhlen. Aus dem Mund ragte ein unkenntliches Stück Fleisch. Quer über die Kehle zog sich ein breiter Schnitt, der jedoch kaum blutete. Der Unterleib war geradezu zerfetzt worden, sodass man die inneren Organe erahnen konnte. Die rechte Hand war glatt und sauber abgeschlagen. Eine klaffende Wunde im Schritt bot die Erklärung für den Mund – die Genitalien waren abge-

trennt und dem Opfer zwischen die Zähne gestopft worden. Auch die Hinterbacken fehlten, mit großen, breiten Schnitten abgesäbelt wie von einem Metzger.

In den ein oder zwei Minuten, die ich brauchte, um die Einzelheiten aufzunehmen, wurde um mich herum plötzlich alles schwarz, und was ich zuerst für das Stampfen eines Dampfers hielt, war in Wirklichkeit das Dröhnen meines Blutes in meinen Ohren. Etwas Galliges stieg mit einem Mal in mir auf, daher drehte ich mich rasch um und hängte meinen Kopf über das Geländer.

»Commissioner!«, schrie Connor und stürzte aus dem Wachturm. Aber Theodore war schon mit einem Sprung bei mir.

»Beruhige dich, John«, hörte ich ihn sagen, während er mich mit seiner drahtigen, aber erstaunlich kräftigen Boxerstatur stützte. »Tief durchatmen.«

In diesem Augenblick hörte ich einen lang gezogenen Pfiff von Flynn, der offenbar noch immer auf den Toten starrte. »Da sieh mal einer an«, sagte er ungerührt. »Giorgio alias Gloria, dich hat einer ganz schön fertiggemacht, was? Tja, du wirst keinen mehr einwickeln.«

»Ach, Sie kennen dieses Kind, Flynn?«, fragte Theodore, während er mich gegen die Mauer des Wachturms lehnte. Das Karussell in meinem Kopf wurde allmählich langsamer.

»Allerdings, Commissioner.« In dem trüben Licht schien es, als würde Flynn grinsen. »Kind kann man das hier allerdings nicht nennen, wenn es nach seinem Benehmen geht. Familienname Santorelli, Alter, na ja, sagen wir so um die dreizehn. Giorgio hieß es ursprünglich, aber als es anfang, in der Paresis Hall zu arbeiten, nannte es sich Gloria.«

»Es?«, fragte ich und wischte mir dabei mit der Manschette

meines Rocks den kalten Schweiß von der Stirn. »Warum sagen Sie immer wieder ›es?‹«

Flynns Grinsen wurde noch breiter. »Ja, wie würden Sie denn zu so was sagen, Mr. Moore? Ein Mann war es ja wohl nicht, so wie es sich aufführte – aber als Frau hat Gott es auch nicht erschaffen. Von dieser ganzen Brut spreche ich immer nur als ›es.‹«

Theodore stemmte seine zu Fäusten geballten Hände in die Hüften; ihm war klar geworden, was für ein Bursche dieser Flynn war. »An Ihrer philosophischen Analyse der Situation bin ich nicht interessiert, Sergeant. Der Junge hier war in jedem Fall ein Kind, und dieses Kind wurde ermordet.«

Flynn gluckste und starrte wieder auf die Leiche. »Ist wohl kaum zu bestreiten, Sir.«

»Sergeant!« Theodores Stimme, die im Gegensatz zu seinem freundlichen Aussehen immer etwas scharf wirkte, klang jetzt noch barscher, als er den nun strammstehenden Flynn anfuhr. »Kein Wort mehr von Ihnen, außer Sie werden gefragt! Ist das klar?«

Flynn nickte; aber seine leicht gekräuselte Oberlippe verriet die höhnische Ablehnung, die alle lang gedienten Polizeibeamten dem Commissioner, der in knapp einem Jahr das Polizeihauptquartier und die gesamte Hierarchie auf den Kopf gestellt hatte, entgegenbrachten. Theodore konnte das nicht entgangen sein.

»Nun denn«, bemerkte er nun, wobei seine Zähne auf eine charakteristische Weise schnalzten, als ob er sich jedes Wort aus dem Munde meißen müsste. »Sie sagen, der Junge hieß Giorgio Santorelli und hat in der Paresis Hall gearbeitet – das ist Biff Ellisons Etablissement am Cooper Square, nicht wahr?«

»Ganz recht, Commissioner.«

»Und wo hält sich Mr. Ellison Ihrer Meinung nach in diesem Moment auf?«

»In diesem ... Na, sicher in der Paresis Hall, Sir.«

»Dann gehen Sie dorthin, und richten Sie ihm aus, dass ich ihn morgen früh in der Mulberry Street erwarte.«

Flynn verlor seinen amüsierten Gesichtsausdruck. »Morgen? Wenn ich mir die Bemerkung erlauben darf, Commissioner, aber Mr. Ellison ist nicht der Mann, der das gut aufnehmen wird.«

»Dann verhaften Sie ihn eben«, erwiderte Theodore, wandte sich ab und starrte hinüber nach Williamsburg.

»Verhaften? Wenn wir alle Bar- oder Nachtclubbesitzer verhaften wollten, nur weil einer von ihnen Strichern überfallen oder umgebracht wurde, dann könnten wir gleich ...«

»Es würde mich interessieren, die *wahren* Gründe für Ihren Widerstand zu erfahren«, bemerkte Theodore, der hinter seinem Rücken die Fäuste öffnete und schloss. Dann trat er ganz nahe an Flynn heran und musterte ihn durch seine Brillengläser. »Ist Mr. Ellison nicht eine Ihrer Hauptquellen für Schmiergeld?«

Flynn riss die Augen weit auf, brachte es aber fertig, sich zu straffen und die gekränkte Unschuld zu spielen. »Mr. Roosevelt, ich bin seit fünfzehn Jahren bei der Polizei, Sir, und ich glaube, ich weiß, wie diese Stadt funktioniert. Man kann einen Mann wie Mr. Ellison nicht einfach belästigen, nur weil so ein mieser kleiner Einwanderer das bekommt, was er verdient hat!«

Das war zu viel, und glücklicherweise wusste ich das, denn wäre ich nicht im selben Moment auf Theodore zugeschossen,

um seine Arme festzuhalten, dann hätte er Flynn sicher blutig geschlagen. Aber es fiel mir nicht leicht, ihn zu bändigen. »Nein, Roosevelt, nicht!«, zischte ich ihm ins Ohr. »Genau darauf warten diese Brüder doch, und du weißt das! Wenn du einen Mann in Uniform angreifst, fordern die deinen Kopf, und dann kann dir auch der Bürgermeister nicht mehr helfen!«

Roosevelt entspannte sich schwer atmend, während Flynns Grinsen zurückkehrte. Detective Sergeant Connor und der Streifenpolizist hatten keine Anstalten gemacht, in das Geschehen einzugreifen. Sie hingen zwischen den Stühlen: Auf der einen Seite war da die mächtige städtische Reformbewegung, die nach dem, was die Lexow-Kommission (zu deren gewichtigsten Vertretern Roosevelt gehörte) vor einem Jahr über die Korruption im Polizeiapparat bekannt gegeben hatte, New York im Sturm erobert hatte; auf der anderen Seite stand die vielleicht noch größere Macht ebendieser Korruption, die so alt war wie der Polizeiapparat selbst und jetzt hinter den Kulissen abwartete, bis die Öffentlichkeit sich nicht mehr für Reformen interessierte und überall wieder der alte Schlendrian um sich greifen konnte.

»Sie haben die Wahl, Flynn«, erklärte Roosevelt und klang nun erstaunlich gelassen. »Ellison in meinem Büro oder Ihre Dienstmarke auf meinem Schreibtisch. Morgen früh.«

Mürrisch gab Flynn den Kampf auf. »Sehr wohl, Commissioner.« Er machte auf dem Absatz kehrt, bewegte sich in Richtung Stiegenhaus und murmelte dabei etwas von einem »verdammten Frackmatz, der den Polizisten spielt«. In diesem Moment erschien einer der Bullen, die unterhalb des Turmes Wache hielten, und verkündete, der Wagen des Coroners sei



angekommen und bereit, die Leiche abzutransportieren. Roosevelt wies ihn an, noch ein paar Minuten zu warten, und schickte dann Connor und den Streifenpolizisten fort. Wir beide waren jetzt allein auf dem Steg, abgesehen von den grässlichen Überresten eines jener unzähligen verlassenen, verzweifelten jungen Menschen, die der finstere, elende Ozean von Mietskasernen, der sich von hier weit nach Westen erstreckte, immer wieder ausspie. Gezwungen, sich irgendwie über Wasser zu halten, waren diese Kinder in einer Weise auf sich allein gestellt, wie es sich jemand, der die Gettos von New York City im Jahre 1896 nicht kannte, auch nicht annähernd ausmalen konnte.

»Kreisler meint, der Junge wurde heute am frühen Abend ermordet«, erklärte Theodore nach einem Blick auf das zerknitterte Papier in seiner Hand. »Irgendetwas mit der Körpertemperatur. Der Mörder könnte also noch in der Nähe sein. Ich lasse die Gegend gerade von ein paar Männern durchkämmen. Es gibt noch einige weitere medizinische Details ... und dann diese Nachricht.«

Damit reichte er mir das Papier, und ich sah, was Kreisler offenbar in nervöser Erregung in Blockschrift darauf notiert hatte: »ROOSEVELT: FURCHTBARE FEHLER SIND BEGANGEN WORDEN. ICH STEHE AM VORMITTAG ZUR VERFÜGUNG, AUCH MITTAGESSEN WÄRE MÖGLICH. WIR MÜSSEN SOFORT BEGINNEN – ES GIBT EINEN ZEITPLAN.« Ich gab mir Mühe, einen Sinn herauszulesen.

»Irgendwie ärgerlich, dass er gar so geheimnisvoll tut«, war schließlich das Einzige, was mir einfiel.

Theodore rang sich ein Lächeln ab. »Ja, das dachte ich auch.

Aber ich glaube, ich weiß jetzt, was er meint. Es hat mit der Untersuchung der Leiche zu tun. Hast du eine Vorstellung, Moore, wie viele Menschen jedes Jahr in New York ermordet werden?»

»Nein, keinen blassen Schimmer.« Ich warf noch einen Blick auf den Toten, wandte mich aber sofort wieder ab, als ich bemerkte, in welcher grausamer Weise das Gesicht gegen den Metallsteg gepresst war – nämlich so, dass der Unterkiefer in einem grotesken Winkel vom Oberkiefer wegstand. »Sicher ein paar Hundert. Vielleicht auch ein- oder zweitausend.«

»Ja, das würde ich ebenfalls meinen«, antwortete Roosevelt. »Aber auch ich könnte nur schätzen. Denn mit den meisten geben wir uns ja gar nicht ab. Oh, die Polizei strengt sich natürlich an, wenn das Opfer bekannt und wohlhabend ist. Aber so ein Junge – ein Immigrant, der nur sich selbst verkauft –, ich schäme mich, das zu sagen, Moore, aber um solche Morde kümmern wir uns in der Regel nicht, wie du ja an Flynns Reaktion ablesen konntest.« Erneut stemmte er die Hände in die Hüften. »Doch ich ertrage das nicht mehr. In diesen Elendsvierteln bringen Eheleute einander um, Säufer und Drogensüchtige ermorden anständige Arbeiter, Prostituierte werden abgeschlachtet und begehen Selbstmord zu Dutzenden, und die Außenwelt sieht darin nichts anderes als eine Art finsternes Kabarett. Das ist schlimm genug. Aber wenn die Opfer Kinder sind wie dieses hier und die Öffentlichkeit darauf nicht anders reagiert als Flynn – bei Gott, dann graut mir vor meinem eigenen Volk! Dieses Jahr gab es schon drei ähnliche Fälle, und die Polizei hat sich keinen Deut darum geschert!«

»Drei?«, fragte ich. »Ich weiß nur von dem Mädchen bei

Draper.« Shang Draper führte ein berühmtes Bordell an der Kreuzung der Sechsten Avenue und der Vierundzwanzigsten Straße, wo Kunden sich die Dienste von Kindern (hauptsächlich Mädchen, aber auch Knaben) zwischen neun und vierzehn Jahren erkaufen konnten. Im Januar war in einem der kleinen holzgetäfelten Zimmer des Bordells ein zehnjähriges Mädchen erschlagen aufgefunden worden.

»Ja, und von diesem Fall hast du auch nur deshalb gehört, weil Draper mit seinen Schmiergeldzahlungen im Rückstand war«, knurrte Roosevelt. Colonel William L. Strong, der damalige Bürgermeister, und Männer wie Roosevelt führten einen mutigen, verbissenen Kampf gegen die Korruption, aber es war ihnen noch nicht gelungen, die älteste und einträglichste aller polizeilichen Tätigkeiten zu unterbinden: das Eintreiben von Schmiergeldern bei Besitzern von Saloons, Bars, Stundenhotels, Opiumhöhlen und anderen Orten des Lasters. »Irgendjemand im Sechzehnten Bezirk, ich weiß immer noch nicht, wer, hat der Presse gegenüber die Geschichte breitgetreten, um die Schrauben fester anzuziehen. Aber die beiden anderen Opfer waren Jungen wie dieser hier, auf der Straße gefunden und daher nicht als Druckmittel für ihre Zuhälter geeignet. Deshalb hat niemand davon erfahren ...«

Seine Stimme wurde vom Schlag der Wellen unter uns und dem Wind über dem Fluss übertönt. »Waren die beiden auch so zugerichtet?«, fragte ich und betrachtete Theodore, der auf das tote Kind hinabblickte.

»Fast genauso. Kehle durchschnitten. Ratten und Vögel hatten sich schon über sie hergemacht, so wie über den hier. Kein angenehmer Anblick.«

»Ratten und Vögel?«

»Die Augen«, gab Roosevelt zur Antwort. »Detective Sergeant Connor führt das auf Ratten oder Aasvögel zurück. Aber alles Übrige ...«

In den Zeitungen hatte über die beiden anderen Morde nichts gestanden – was mich nicht im Geringsten überraschte. Wie Roosevelt sagte: Morde, die kaum aufklärbar schienen und sich unter den Armen und Ausgestoßenen abspielten, wurden von der Polizei kaum registriert, geschweige denn untersucht; wenn die Opfer dann noch einer Schicht der Gesellschaft angehörten, deren Existenz man offiziell gar nicht zugeb, sank das Interesse der Öffentlichkeit auf null. Ich fragte mich einen Moment lang, was meine eigenen Redakteure bei der *Times* wohl getan hätten, wenn ich einen Artikel über einen Knaben vorgeschlagen hätte, der davon lebte, dass er sich als weibliche Hure anzog und bemalte und seinen Körper erwachsenen Männern verkaufte (viele von ihnen nach außen hin rechtschaffene Bürger), um schließlich in einem finsternen Winkel unserer Stadt auf grässlichste Weise hingschlachtet zu werden. Die Kündigung wäre wohl das Mindeste gewesen; wahrscheinlich hätte ich obendrein mit der Zwangseinweisung ins Irrenhaus von Bloomingdale rechnen müssen.

»Kreisler habe ich seit Jahren nicht mehr gesehen«, murmelte Roosevelt jetzt. »Allerdings hat er mir einen sehr netten Brief geschrieben, als ...«, einen Augenblick schien es, als wollte ihm die Stimme versagen, »nun, zu einem sehr schwierigen Zeitpunkt.«

Ich verstand. Theodore bezog sich auf den Tod seiner ersten Frau Alice, die im Jahr 1884 bei der Geburt ihrer gleichnamigen Tochter gestorben war. An diesem Tag traf ihn ein doppelter Verlust, denn Stunden nach dem Tod seiner Frau war auch

seine Mutter gestorben. Theodore hatte die Tragödie auf für ihn charakteristische Weise bewältigt: indem er die Erinnerung an seine Frau in sich vergrub und nie wieder von ihr sprach.

Er riss sich los und wandte sich an mich. »Der gute Doktor muss aber doch einen Grund gehabt haben, auch dich hierherzurufen.«

»Ich will verdammt sein, wenn ich ihn kenne«, erwiderte ich achselzuckend.

»Jaja«, bemerkte Theodore mit freundschaftlichem Lachen. »Undurchsichtig wie ein Chinese, unser Freund Kreisler. Und vielleicht habe auch ich mich wie er in den letzten Monaten ausschließlich unter Abseitigem und Scheußlichem bewegt. Aber ich glaube, seine Absicht erraten zu können. Sieh mal, Moore, ich musste die drei anderen Morde gewissermaßen ignorieren, weil der Apparat keine Untersuchung wünscht. Und selbst wenn sie's wollten, gäbe es keinen geeigneten Mann, der die Ausbildung hat, aus solchen Schlächtereien klug zu werden. Aber dieser Junge, dieses furchtbar verstümmelte Kind – die Justiz kann nicht ewig die Augen verschließen. Ich habe einen Plan, und ich glaube, auch Kreisler hat einen Plan – und du sollst wahrscheinlich derjenige sein, der uns zusammenbringt.«

»Ich?«

»Warum nicht? So wie damals in Harvard, zu Beginn unserer Bekanntschaft.«

»Aber was könnte ich dabei tun?«

»Kreisler morgen zu mir ins Büro bringen. Am späten Vormittag, wie er sagt. Dann besprechen wir alles und legen unsere weitere Vorgehensweise fest. Allerdings bitte ich dich um

äußerste Diskretion – für alle anderen soll das nur ein Treffen alter Freunde sein.«

»Aber Roosevelt, zum Teufel – *was* soll nur ein Treffen von alten Freunden sein?«

Aber die Begeisterung über seinen Plan hatte ihn schon ganz gefangen genommen. Meine vorwurfsvolle Frage übergang er, holte tief Atem, streckte den Brustkorb heraus und wirkte auf einmal viel gelöster. »Taten, Moore, wir werden mit Taten darauf antworten!«

Und dann packte er mich bei den Schultern und drückte mich an sich, voller Enthusiasmus und soeben wiedererlangter moralischer Gewissheit. Was meine eigene Gewissheit anging – irgendeine Art von Gewissheit! –, so wartete ich vergeblich auf ihr Erscheinen. Ich wusste nur, dass ich da in etwas hineingezogen wurde, das die beiden entschlossensten Männer betraf, die ich kannte – und diese Vorstellung bot mir keinerlei Trost, als wir hinunterstiegen zu Kreislers Wagen und den Leichnam des bedauernswerten kleinen Santorelli allein auf dem Turm ließen, hoch oben im eiskalten Himmel, den noch nicht die leiseste Spur der Morgendämmerung erhellte.

## KAPITEL 4

Der Morgen begann mit kaltem, dichtem Schneeregen. Ich stand zeitig auf und genoss das Frühstück, das Harriet in ihrer fürsorglichen Art zubereitet hatte: starken Kaffee, Toast und Obst (was sie, im Dienst meiner Familie erfahren im Umgang mit trinkfreudigen Menschen, bei jedem Freund des Alkohols für unerlässlich hielt). Ich setzte mich in den kleinen verglasten Erker meiner Großmutter mit Blick über den noch nicht erwachten Rosengarten an der Rückseite des Hauses und beschloss, mich an der Morgenausgabe der *Times* zu erbauen, bevor ich in Kreislers Institut anrief. Der Regen trommelte auf das Kupferdach und an die Scheiben ringsherum, ich atmete den Duft der wenigen Grünpflanzen und Blumen ein, die meine Großmutter hier das ganze Jahr über pflegte, und vertiefte mich in die Zeitung. Aber im Vergleich zu dem, was gestern Abend geschehen war, schien die Welt der Zeitung ziemlich uninteressant.

HELLE EMPÖRUNG IN SPANIEN, las ich; die amerikanische Unterstützung der nationalistischen Aufständischen in Kuba (der Kongress hatte vor, ihnen den Status einer Krieg führenden Nation zuzugestehen, was praktisch eine Anerkennung ihrer Ziele bedeutete) bereitete dem üblen, morschen Regime in Madrid schlaflose Nächte. Boss Tom Platt, Anführer der republikanischen Stadtfraktion, steinalt und zutiefst böse, wurde von der Redaktion der *Times* der Vorwurf

gemacht, er wolle die geplante Neuordnung der Stadt zu einem Großraum New York – unter Einschluss von Brooklyn und Staten Island, ebenso wie von Queens, der Bronx und Manhattan – für seine eigenen egoistischen Ziele missbrauchen. Bei den bevorstehenden Parteitagungen der Republikaner wie der Demokraten würde es wohl vor allem um die Frage des Bimetallismus gehen, das heißt darum, ob Amerikas guter alter Goldstandard durch die Einführung von Silbermünzen abgewertet werden sollte.

So bedeutend das alles ohne Zweifel war, so wenig konnte es einen Mann in meiner Stimmung fesseln. Also wandte ich mich leichteren Dingen zu. In Proctor's Theatre traten Rad fahrende Elefanten auf; in Hubert's Museum an der Vierzehnten Straße eine Truppe von Hindu-Fakiren; in der Academy of Music gab Max Alvary einen brillanten Tristan; und im Abbey's verkörperte Lillian Russell *Die Göttin der Wahrheit*. Eleonora Duse in *Camille* war »keine Sarah Bernhardt«, und Otis Skinner in *Hamlet* teilte ihre Neigung, die Tränen allzu schnell sprudeln zu lassen. *Der Gefangene von Zenda* im Lyceum lief schon die vierte Woche – ich hatte das Stück zweimal gesehen und überlegte kurz, ob ich es mir nicht an diesem Abend zum dritten Mal anschauen sollte. Dabei konnte man sich von den Sorgen des Alltags (von den schaurigen Bildern einer außergewöhnlichen Nacht gar nicht zu reden) so wunderbar erholen: Burgen, von Wassergräben umgeben, Schwertgefechte, ein galantes Geheimnis und betörende, häufig in Ohnmacht fallende Damen ...

Doch während ich noch an das Stück dachte, überflog ich schon die Lokalnachrichten: In der Neunten Straße hatte ein Mann, der einst im Suff seinem Bruder die Kehle durchschnitt-





Caleb Carr

## **Die Einkreisung**

Der Roman zur Netflix-Serie

Taschenbuch, Broschur, 736 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

1 s/w Abbildung

ISBN: 978-3-453-50398-4

Heyne

Erscheinungstermin: Mai 2018

Das Psychogramm eines Mörders

New York 1896: Unter Polizeichef Theodore Roosevelt kommt es zu einem grauenvollen Mord, der sich als Teil einer ganzen Mordserie erweist. Mit den Ermittlungen wird Dr. Kreisler beauftragt, ein Vorläufer Sigmund Freuds. Gegen erbitterte Widerstände gelingt es ihm, mittels eines detaillierten Psychogramms den Mörder einzukreisen.

 [Der Titel im Katalog](#)